

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Heldentum in Fiktion und Realität

Warum der liberale Staat Helden braucht und Stars bekommen hat

Jens-Christian Rabe

Ein Beitrag aus der Tagung:

Was ist dem Menschen zuzutrauen?

Das ethische Potenzial des Menschen

Bad Boll, 2. – 3. Juli 2011, Tagungsnummer: 410611

Tagungsleitung: Dr. Günter Renz

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2011 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Heldentum in Fiktion und Realität

Warum der liberale Staat Helden braucht und Stars bekommen hat

Jens-Christian Rabe

Einleitung

Im Programm lautet mein Thema „Heldentum in Fiktion und Realität“, das ist ein weites Feld. Weil Denker wie der ehemals in Karlsruhe und nun an der New York University lehrende Philosoph und Kunsttheoretiker Boris Groys („Das kommunistische Postskriptum“, 2006) den Helden an sich mit Hegel als immer schon fiktionale Gestalt sehen, aber, ganz materialistisch, auch angesichts der beinahe uferlosen Forschung auf dem Gebiet in unseren postheroischen Zeiten. Ich erlaube mir deshalb, die Angelegenheit etwas zu fokussieren. Der Untertitel lautet deshalb „Warum der liberale Staat Helden braucht und Stars bekommen hat“.

Im ersten Teil möchte ich ein Problem skizzieren, das uns Fukushima brutal vor Augen geführt hat: Das Problem nämlich, dass es auch in der liberalen Demokratie immer noch so weit kommen kann, dass gezielt Menschen geopfert werden müssen, um viele andere zu retten. Ein Problem ist das, weil wir im Westen in Gesellschaften leben, deren immenser Erfolg zu einem Gutteil darauf beruht, dass es weder einen ideologischen, noch einen institutionellen Zwang zum Heldentum mehr gibt. Sehr deutlich zeigt sich das etwa in Hollywood-Filmen, denen in der Regel das exakte Gegenteil unterstellt wird, nämlich unverblümt vormoderne Ideale zu feiern. Sie tun es nicht. Sie winden sich vielmehr zeitdiagnostisch höchst interessant.

Im zweiten Teil möchte ich eine Antwort probieren auf die nun im Raum stehende Frage, warum sich liberale Demokratien so schwer damit tun, Helden zu verpflichten und sie gegebenenfalls auch zu opfern. Meines Erachtens hat das einen systematisch logischen Grund.

Und im dritten und letzten Teil dieses Vortrags möchte ich schließlich auf die Figur eingehen, die die Planstelle des Helden in unserer liberalen Demokratie besetzt, der Star nämlich, und warum genau das möglicherweise keine Panne, sondern vollkommen zwingend ist. Wenn sie so wollen, möchte ich also den Star ein wenig rehabilitieren. Er hat, philosophisch gesehen, meines Erachtens einen etwas zu schlechten Ruf.

1

In der Meldung, dass nach dem Tsunami zwischenzeitlich nur noch fünfzig Arbeiter um die Kühlung des havarierten japanischen Atomkraftwerks Fukushima-1 kämpften, steckten fünfzig einzelne Menschenleben. Wegen der hohen radioaktiven Strahlenbelastung, der sie vor Ort ausgesetzt waren, sind ihre langfristigen Überlebenschancen vermutlich deutlich gesunken. In der Meldung steckte aber auch ein moralisches Dilemma, über das sich heute etwas leichter nachdenken lässt als damals, als noch weit Schlimmeres zu befürchten war, als bislang glücklicherweise eingetroffen ist.

Nach allem, was man derzeit weiß – ich habe deshalb am Donnerstag auch noch einmal mit unserem Japan-Korrespondenten Christoph Neidhard telefoniert – ist es dem Kraftwerksbetreiber Tepco vorerst tatsächlich gelungen, die vier Reaktoren ausreichend zu kühlen. Das zentrale Problem ist im Moment nicht mehr eine unkontrollierbare Kernschmelze, sondern vielmehr die Lagerung und Wiederaufbereitung des kontaminierten Wassers, das zur Kühlung benötigt wird. Für die rund 500 Arbeiter und Ingenieure vor Ort ist die Strahlenbelastung hoch, aber im Rahmen der Grenzwerte. Es hat bislang – anders als etwa in Tschernobyl – auch noch keine Strahlenkranken gegeben. Die Sicherheitsvorkehrungen Tepcos sind im Vergleich zu denen anderer Betreiber überdurchschnittlich, weil es in der Vergangenheit in Tepco-Werken Tote gegeben hat und daraufhin die Standards angehoben wurden, um das Image des Konzerns zu verbessern. Obdachlose Wegwerfarbeiter, wie mancherorts berichtet, hat es nie gegeben. Sehr wohl jedoch nicht festangestellte Zeitarbeiter, sogenannte Freeter.

Wie groß die Opfer letztendlich allerdings wirklich sein werden, die die Tepco-Arbeiter mit ihrem Einsatz bringen, ist eigentlich nicht seriös voraussagbar. Schon allein deshalb nicht, weil, wie mir Christoph Neidhard versicherte, die Lage eigentlich nicht unter Kontrolle ist. Sie eskaliert derzeit nur nicht weiter. Kein Arbeiter oder Helfer muss sich tödlichen Strahlendosen aussetzen. Eine echte Verbesserung – und das ist unter den gegebenen Umständen eine schlechte Nachricht – gibt es nicht. Es wird nur nicht mehr berichtet. Das Thema hat seinen Neuigkeitswert verloren. Die größten Sorgen bereitet aktuell im Übrigen die Tatsache, dass aus einem Reaktor verseuchtes Wasser nach unten ins Erdreich und damit ins Grundwasser leckt. Und bald werden wohl eigentlich längst pensionierte Ingenieure freiwillig die Arbeit aufnehmen.

Wie auch immer sich die Lage jedoch im Detail entwickeln wird, sicher bleibt, dass das Ereignis ein Fanal ist. Es hat unmittelbar ins Bewusstsein gerückt, dass die liberale Demokratie ein im Grunde unlösbares Problem hat, wenn sie in eine Situation gebracht wird, in der sie Menschen, Bürger opfern müsste, um andere zu retten.

Japan ist schließlich kein autoritärer Staat. Beim GAU von Tschernobyl im April 1986 befahl die sowjetische Führung innerhalb kurzer Zeit Tausende junger Soldaten, sogenannte Liquidatoren, als Katastrophenhelfer an den Unglücksort. Mit teilweise fatalen gesundheitlichen Folgen. Das war der japanischen Regierung nicht möglich. Nur so kann man verstehen, warum Premier Naoto Kan am 15. März in der Tepco-Zentrale die Nerven verlor und die Manager, die offenbar planten, Personal vom Kraftwerk abzuziehen, angeschrien haben soll, dass eine Abberufung unmöglich sei, es gehe schließlich nicht darum, ob Tepco kollabiere, sondern darum, ob Japan zusammenbreche: „Ein Rückzug kommt nicht in Frage, wir haben nur euch.“ Kan dürfte seine Ohnmacht nur zu deutlich gespürt haben.

Eine gute Ahnung davon, was für eine Zumutung die Lage in Japan heute für eine westliche Demokratie bedeutet, kann man bekommen, wenn man einen Blick auf einige der ganz berühmten Hollywood-Produktionen der vergangenen 15 Jahre wirft, in deren Kern das Menschenopfer für eine gute Sache steht: Roland Emmerichs Katastrophen-Film „Independence Day“ (1996) zum Beispiel, Michael Bays „Armageddon“ (1998) oder auch Clint Eastwoods „Gran Torino“ (2008).

In allen drei Fällen werden Situationen konstruiert, die das jeweilige heldenhafte Opfer für eine größere Sache immer ein Quäntchen erträglicher erscheinen lassen, als es sein müsste. Dem Zuschauer werden für sein schlechtes Gewissen gegenüber so viel Todesmut gerne auch schon mal mehrere Hintertüren aufgemacht.

In „Armageddon“ etwa bestehen für die Mitglieder des wagemutigen Bohrteams, das einen mit 40 000 Stundenkilometern auf die Erde zurasenden Asteroiden sprengen soll, erstaunlicherweise reale Überlebenschancen. Im Falle ihres Versagens geht allerdings ohnehin die ganze Welt unter. Eine bessere Rechtfertigung für Heldenmut gibt es nicht. Am Ende muss sich mit Bruce Willis alias Harry Stamper zwar der eindrucksvolle Anführer des Teams opfern, er ist aber im Grunde eine geschichtslose Figur. Er hat keine Interessen außer Ölbohren und keine Familie bis auf eine erwachsene Tochter, deren großer Liebe zu seinem Ziehsohn A. J. Frost (gespielt von Ben Afflek) seine Eifersucht auch nur noch im Weg steht. Stamper ist also nichts als Vater und Ölbohrer. Und beide Aufgaben hat er am Ende eigentlich erfüllt. Er wird nicht mehr gebraucht.

In „Gran Torino“ weiß der von Clint Eastwood gespielte Kriegsveteran Walt Kowalski, dass er unheilbar krank ist, bevor er unbewaffnet und damit ganz offensichtlich todesmutig die Gang herausfordert, die seine Nachbarschaft terrorisiert.

Und in „Independence Day“ bringt eine Nebenfigur, der Bruchpilot Russell Casse, der sein Geld damit verdient in Kalifornien Felder aus der Luft zu wässern, als Kamikazeflieger ein riesiges, unbesiegt wirkendes Raumschiff außerirdischer Invasoren zur Explosion. Der Fall ist in unserem Zusammenhang ein Musterbeispiel: Casse ist nämlich, obschon kein ganz schlechter Mensch, nicht nur ein unverbesserlicher Alkoholiker, schlechter Vater und wohl auch schon etwas verrückt. Im entscheidenden Luftkampf klemmt auch noch die Bombe an seinem Düsenjet, weshalb ihm nichts anderes übrig bleibt, als sich mitsamt des Flugzeugs zur Bombe zu machen. Erst hat er also fortwährend kein Glück – die Quintessenz seiner sorgfältig über den Film verteilten Szenen ist, dass er eigentlich irgendwie verzichtbar ist – und dann kommt auch noch Pech dazu. Der viel heldenhaftere Held wäre der von Bill Pullman gespielte amerikanische Präsident gewesen, der selbst einen Bomber fliegt, aber im entscheidenden Moment der Schlacht keine Munition mehr hat.

2

Katastrophen wie in Fukushima sind Prüfungen. Abgesehen vom materiellen Schaden wird nirgends augenfälliger, was Ernst-Wolfgang Böckenförde gemeint hat, als er schrieb, dass der freiheitliche, säkularisierte Staat von Voraussetzungen lebe, „die er selbst nicht garantieren kann“ (in: „Staat, Gesellschaft, Freiheit“, 1976), also anordnen, befehlen.

Und zwar schon allein deshalb nicht, weil in einer Ordnung, in der sich das Individuum erst einmal gegenüber der Gesellschaft behaupten muss, wie das im zeitgenössischen Informationskapitalismus mehr denn je der Fall ist, Solidarität ein prekäres Gut ist. Dem Land, der Gesellschaft, dem Staat etwas zu schulden (also im Zweifel auch sein eigenes Leben), ist in der liberalen Demokratie in Friedenszeiten kein systemimmanentes Gefühl. Und schon gar keine gesetzliche Pflicht. Zum Glück.

Das berühmte Kennedy-Diktum („Ask not what your country can do for you – ask what you can do for your country.“) ist in diesem Sinne viel ambivalenter, und damit noch präziser, als es auf den ersten Blick scheint. Als Forderung des Präsidenten, also des Staates, ist es eigentlich eine Zumutung. Eng verwandt der kapitalistischen Perfidie, sich nicht nur ausbeuten lassen zu müssen, sondern im Grunde auch einzusehen, warum das schon ganz richtig so ist. Das beste Land ist natürlich dasjenige, in dem Solidarität ganz selbstverständlich herrscht. Aber das nur nebenbei.

Ein Atom-GAU wie der in Japan ist in politischer Hinsicht der größte anzunehmende Unfall der post-heroischen Gesellschaft. „Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage“

ge“, heißt es in Fontanes „Stechlin“. Die Befreiung vom Heldentum ist deshalb eine der erstaunlichsten Errungenschaften in der Geschichte der Menschheit. Weil es die Befreiung von dem Zwang ist, seinen Tod für ein höheres Ziel billigend in Kauf nehmen zu müssen. Das wird besonders im Westen gerne für selbstverständlicher gehalten, als es ist. Die mentalitätsgeschichtliche Provokation der Terroranschläge des 11. September 2001 etwa lag unter anderem genau in der Erinnerung an die Tatsache, dass unsere Abschaffung des Heldentums nicht bedeutet, dass es nicht anderswo weiter gepflegt wird – und sich dann wütend gegen uns richten kann.

Unser kantisches Dogma oder vielmehr die herrschende, enorm zivilisierende moralische Intuition der liberalen Demokratie ist schließlich, dass das Leben eines Menschen niemals Mittel zum Zweck sein darf – außer im Büro natürlich (aber das ist ein anderes Thema). In der liberalen Demokratie ist der Staat für den einzelnen Menschen da. Das ist seine große Stärke und im Krisenfall seine größte Schwäche. Deswegen ist übrigens die Abschaffung der Wehrpflicht so symptomatisch. In keinem Moment werden Menschen schließlich so unmittelbar als Mittel zum Zweck behandelt wie im Krieg bzw. wie bei der Landesverteidigung.

Und deswegen eiert Hollywood so merkwürdig, wenn es den Ausnahmezustand inszeniert. Die Einsätze im Irak und Afghanistan sind so umstritten – und werden von der Politik so ungern „Krieg“ genannt, weil vom Krieg schließlich jeder weiß, dass er ohne Tote auf der eigenen Seite nicht zu haben ist. Im Krieg – oder eben bei der hochgefährlichen Kühlung eines havarierten Atomkraftwerks – ist der einzelne Mensch plötzlich für sein Gemeinwesen da.

In der Philosophie hat das Nachdenken über die Zulässigkeit des Menschenopfers eine lange Tradition: Darf man töten, um Leben zu retten? Wirklich von der Stelle kommen die Überlegungen allerdings selten. Im Kern laufen sie oft auf eine Zurückweisung utilitaristischer Moraltheorien heraus, die in ihren einfachsten Formen besagen, dass man im Falle des Falles diejenige Entscheidung zu treffen hat, die das maximale Glück für eine maximal große Zahl von Menschen nach sich zieht. Ein beliebtes Gedankenexperiment ist das sogenannte Trolley-Dilemma. Es geht darin unter anderem um die Frage, ob man einen Menschen eine Brücke hinunterstoßen darf, um mehrere andere zu retten. Von liberalen Denkern wie Jürgen Habermas wird das Trolley-Dilemma aus guten Gründen als vollkommen wirklichkeitsfremd zurückgewiesen.

Wie zuletzt die Konflikte im Irak und in Afghanistan, aber auch das Unglück in Fukushima gezeigt haben, ist das jedoch mitunter eine sehr bequeme Position, die im Einzelfall nicht allzu weit führt. Habermas steht zu dem Problem natürlich als Rechtstheoretiker und nicht als Staatschef oder Offizier.

Es dürfte deshalb kein Zufall sein, dass das vorbehaltlose Menschenopfer um einer größeren Sache willen in Hollywood meist nur im Historienfilm einen festen Platz hat. In jüngerer Zeit, in Zack Snyders „300“, etwa in einer Verfilmung eines Comics, der sich an die antike Geschichte von der Schlacht bei den Thermopylen anlehnt, in der sich 300 Spartaner einer persischen Übermacht entgegenstellten und allesamt ihr Leben verloren. Um der Freiheit Spartas willen. Oder in John Waynes „Alamo“ (1960), in dem Texas seine Unabhängigkeit von Mexiko verteidigen muss.

In beiden Fällen herrschen heroische, im Grunde vorzivilisatorische Zustände. Die Freiheit und Individualität, die wir heute selbstverständlich genießen dürfen, muss den Verhältnissen erst mit aller Macht abgetrotzt – nicht verteidigt werden. Der politische Handlungsspielraum ist dementsprechend groß. Ebenso wie der Preis.

Mit anderen Worten: Der klassische Held, also der Held als opferbereiter Träger einer übergeordneten Idee, ist nicht mehr in erster Linie ein Individuum, also ein Mensch, dem es vor allem anderen darum geht, seine persönlichen Angelegenheiten, sein persönliches Leben zu regeln. Deshalb ist er als liberale Gallionsfigur so schwer vermittelbar. Im Liberalismus wird alles vom Individuum und seinen individuellen Bedürfnissen aus gedacht. Die liberale Idee ist damit das Gegenteil klassischen Heldentums: Niemand muss sich für eine höhere Idee opfern! Wir schätzen große Ideen natürlich durchaus noch, aber wir halten es längst nicht mehr für selbstverständlich, dass sich jemand auch dafür opfert.

Man kann daher vermutlich die These wagen, dass der klassische Held umso schwerer vermittelbar ist, je wichtiger einer Ordnung die Einzelfallgerechtigkeit ist. Je individueller wir leben dürfen, umso ferner liegt uns das Opfer für eine höhere Idee.

3

Die Planstelle des Helden als einer Figur, über die sich eine Gesellschaft darüber verständigt, was sie sein will und kann, ist allerdings auch heute nicht unbesetzt.

Boris Groys verdanken wir die Beobachtung, dass in der Moderne parallel zum Niedergang, zur Entzauberung des Helden der Aufstieg des Schauspielers beginnt, einer lange gänzlich marginalisierten Figur. In seiner notorischen zeitgenössischen Variante, als Star, ist der Schauspieler nun der paradigmatische liberale Held. Und zwar aus einem einfachen Grund: Weil er mehr als irgendein beliebiges Individuum sein kann, ohne dass er geopfert werden muss.

Der Star kann vielmehr auf der Leinwand immer wieder für uns und unsere Überzeugungen hergegeben werden, ohne dass er tatsächlich sterben muss. Der liberale Held ist der Serienheld, der Held in Serie. Und es ist das zivilisatorisch kaum zu überschätzende und häufig übersehene Verdienst der Unterhaltungsindustrie, genau dafür die Bedingungen bereitzustellen.

Schluss

Die schlechten Stars haben im Übrigen von alledem keine Ahnung. Sie kaufen eine Villa in Beverly Hills und beschweren sich öffentlich darüber, dass sie keine Privatsphäre mehr haben. Die guten Stars wissen über ihre Rolle genau Bescheid, oder ahnen sie immerhin. Wenn sie für sich sein wollen, ziehen sie sich deshalb auf eine Farm in Wisconsin oder ein Schloss in Südfrankreich zurück. An jedem anderen Ort der Welt sehen sie sich rund um die Uhr im Dienst.

In einem öffentlichen Park im bosnischen Mostar steht übrigens seit 2005 eine lebensgroße Statue der Kung-Fu-Legende Bruce Lee so selbstverständlich wie anderswo Kriegshelden-Denkmäler. Die Initiatoren begründeten die Errichtung, die uns viel selbstverständlicher erscheinen sollte, damit, dass sich mit dem Filmstar alle identifizieren könnten, Bruce Lee stehe „für unsere Kinderträume von einer gerechten Welt, in der nicht rohe Gewalt siegt, sondern Geschicklichkeit und der Wille zum Kampf für das Gute“.

Wenn ich es jetzt geschafft habe, dass Sie die Bunte beim nächsten Mal ohne schlechtes Gewissen aufschlagen, würde ich mich freuen. Ich danke für ihre Geduld und Aufmerksamkeit!